

Ritterhaus-Vereinigung Uríon-Stäfa

Jahresbericht 2024
mit Abhandlungen

Ritterhaus-Vereinigung Ürikon-Stäfa

Jahresbericht 2024

mit Abhandlungen

Layout und Bildbearbeitung: Mattenbach Zürich AG, Zürich
Print: Mattenbach Zürich AG, Zürich

Vorstand und Revisoren der Ritterhaus-Vereinigung Üriikon-Stäfa

Ehrenmitglied

Andreas Pfleghard, 8713 Üriikon

Arbeitsausschuss

Thomas Brandenberger, Präsident, Seestrasse 256c, 8713 Üriikon

Markus Tschumper, Kassier, Seestrasse 256b, 8713 Üriikon

David Kobelt, Aktuar, Panoramaweg 7, 8713 Üriikon

Thomas Frei, Alte Landstrasse 331, 8708 Männedorf

Arnold Pünter, Seestrasse 244, 8713 Üriikon

Pascal Bühler, Seestrasse 256d, 8713 Üriikon

Armin Sidler, Grundstrasse 29, 8712 Stäfa

Elisabeth Mäder, Glärnischstrasse 19, 8633 Wolfhausen

Kurt Epting, Sunneberg 12, 8634 Hombrechtikon

Vorstand

Pfr. Roland Brendle, 8712 Stäfa

Beat Frei, 8712 Stäfa

Christian Gut, Deleg. Verein Zürichsee Landschaftsschutz, 8032 Zürich

Daniel Kobelt, 8714 Feldbach

Roger Strub, Deleg. Regierungsrat Kanton Zürich, 8032 Zürich

Revisorinnen

Hilkka Kaiser, 8712 Stäfa

Claudia Wieland-Koller, 8713 Üriikon

Website

www.ritterhaus-uerikon.ch

www.magnificasa.ch (Ferien im Baudenkmal)

Aktuariat RHV: Panoramaweg 7, 8713 Üriikon

Anmeldungen für Kapelle und Ritterhaus:

Pascal Bühler, Seestrasse 256d, 8713 Üriikon, Tel. 044 926 58 81

E-Mail: info@ritterhaus-uerikon.ch

Sigristin: Tanja Flammer, 8627 Grüningen

Hauswart Ritterhaus/Blumenhalde: Pascal Bühler, 8713 Üriikon

Redaktion Jahresbericht: Beat Frei, 8712 Stäfa

Tätigkeitsbericht 2024

Zum vorliegenden Jahrheft

Im Herbst 2024 nahm Jbolya Tanner-Palasthy anlässlich einer Klassenzusammenkunft an einer Führung im Ritterhaus teil und erzählte, ihr 1956 aus Ungarn geflüchteter Vater György Palasthy sei im damals eingerichteten Flüchtlingslager im Ritterhaus gewesen. Das gab den Anlass für den Beitrag von Beat Frei, der am Beispiel der Familie Palasthy, die während Jahrzehnten in Stäfa wohnte, die damaligen Geschehnisse rund um die ungarischen Flüchtlinge noch einmal aufleben lässt. Im zweiten Beitrag führt David Kobelt ein Interview mit unserem Vorstandsmitglied und stellvertretenden kantonalen Denkmalpfleger Roger Strub. Es geht dabei um die auch für die Ritterhaus-Vereinigung zentralen Fragen zu den aktuellen Herausforderungen der Denkmalpflege im Allgemeinen und in Bezug auf die Ritterhäuser. Ich danke den beiden Autoren herzlich für ihre Arbeit und wünsche den Leserinnen und Lesern eine interessante Lektüre.

Im Jahr 2024 konnten alle Geschäfte im Arbeitsausschuss und im Vorstand im normalen Rahmen erledigt werden. Die Vorstandssitzung zur Genehmigung des Budgets fand am 11. Dezember in der Villa Sunneschy statt. Der Arbeitsausschuss traf sich regelmässig in virtuellen kurzen Sitzungen. Vermehrt fanden die Sitzungen in diesem Jahr wieder vor Ort statt.

Hauptversammlung 2024

Die Hauptversammlung der Ritterhaus-Vereinigung Üriikon-Stäfa fand am Freitag, 7. Juni, wie gewohnt im Ritterhauskeller mit anschliessendem Apéro statt. Es ist immer wieder schön, zu sehen, wie kommunikativ unsere Mitglieder sind, was sich an solchen Apéros immer wieder zeigt.

Protokoll der Hauptversammlung 2024

Das Protokoll der Hauptversammlung 2024 ist auf unserer Website www.ritterhaus-uerikon.ch unter Verein abgelegt und einsehbar.

Finanzen

Die Zahl der Vermietungen ist wieder gestiegen, und so konnten wir auch im Jahr 2024 ein ansprechendes Ergebnis erzielen.

Ferien im Baudenkmal – Haus Blumenhalde

Die Blumenhalde war wie jedes Jahr ein gesuchtes Objekt. Wir konnten das Haus 47 Wochen vermieten, was einer Auslastung von 90 Prozent entspricht.

Bauliches

Wir haben wie geplant das Dach des Schopfs bei der Blumenhalde umgedeckt und auch teilweise morsche Balken ersetzt und Efeu entfernt, das bis unter das Dach des Schopfs gewachsen war. Sonst war das Jahr baulich bis auf einige Unterhaltsarbeiten ein ruhiges Jahr.

Wahlen und Personelles

Wir konnten an der Hauptversammlung 2024 Kurt Epting für unseren Vorstand und Arbeitsausschuss gewinnen. Kurt hat das Ressort «Umgebung» von Daniel Kobelt übernommen. Wir sind froh, Kurt im Arbeitsausschuss bei uns zu haben.

Ueli Lott hat nach 30 Jahren aktiver Mitarbeit als Kassier im Arbeitsausschuss und als Vorstandsmitglied seinen Rücktritt aus dem Vorstand gegeben.

Vereinsanlässe

Das Openair-Kino fand im Jahr 2024 wetterbedingt nicht statt. Die Wiese war nach ein paar Tagen Regenwetter durchweicht, und auch am Kinotag war der Wetterbericht schlecht. Für das kommende Kino am 16. August 2025 hoffen wir auf richtiges Sommerwetter, damit wir wieder einen Film zeigen können.

Belegungsstatistik

	2018	2019	2020**	2021**	2022	2023	2024
<i>Ritterhaus</i>							
Lager	22	22	12	18	25	19	19
Wochenenden	19	24	14	9	19	20	21
Keller	19	8	7	15	8	7	10
Total Vermietungen Ritterhaus	60	54	33	42	52	46	50
<i>Kapelle</i>							
Gottesdienste, kath.	7	10	8	9	10	6	9
Gottesdienste, ref.	15	14	6	9	7	0	0
Trauungen	9	11	5	6	7	7	4
Taufen	5	8	1	4	6	2	2
private Feiern, Konzerte, Abdankungen etc.	25	21	8	11	13	7	12
Total Aktivitäten Kapelle	61	64	28	39	43	22	27
Total Ritterhaus und Kapelle	121	118	61	81	95	68	77
<i>Blumenhalde</i>							
Wochenvermietungen	23	45*	51*	50*	48*	44*	47*

* ab 2019 mit Wintervermietung

** Pandemie

Danke

Ein Dank gilt wie jedes Jahr dem Arbeitsausschuss und dem Vorstand für das grosse Engagement. Ein weiterer Dank geht an Beat Frei und David Kobelt für das vorliegende Jahrheft. Ebenfalls ein grosser Dank gilt Pascal Bühler und Tanja Flammer, die die Häuser mit viel Engagement vermieten, Reinigungskräfte koordinieren und so die Häuser sauber und in Schuss halten. Ein lieber Dank auch allen, die uns mit Spenden unterstützt haben.

Und dann noch: Danke, lieber Ueli, im Namen des ganzen Vorstands und Arbeitsausschusses für deinen grossen Einsatz für die Ritterhaus-Vereinigung.

*Thomas Brandenberger
Präsident RHV*

Ungarnflüchtlinge in Stäfa: Die Familie Palasthy-Baranyai

von Beat Frei

Nach der Niederschlagung des ungarischen Volksaufstands durch sowjetische Truppen am 4. November 1956 diente das Ritterhaus vorübergehend als Lager für ungarische Flüchtlinge. Einer von ihnen war György Palasthy. Seine ungarische Jugendfreundin Erzsébet Baranyai flüchtete unabhängig von ihm und ohne sein Wissen ebenfalls in die Schweiz und kam nach Kreuzlingen. Sie trafen sich wieder, heirateten und wohnten in Stäfa, wo auch ihre beiden Töchter Jbolya und Erzsébet geboren wurden.

Die ältere Tochter Jbolya lebt heute in Küsnacht. Sie kennt aus den Erzählungen der Eltern viele Details zu ihrer Flucht und weiss auch aus eigener Erfahrung, wie es ist, sich als ungarische Flüchtlingsfamilie in der Schweiz zurechtzufinden. Die Erfahrungen dieser Familie geben Gelegenheit, diese wohl einzigartige Episode in der schweizerischen Flüchtlingspolitik noch einmal aufleben zu lassen: die Solidarität, die Spendenfreudigkeit und die beispiellose Hilfsbereitschaft der Schweizer Bevölkerung gegenüber den ungarischen Flüchtlingen.

Ungarnaufstand

György Palasthy, geboren 1934, wuchs rund 50 Kilometer nordöstlich des Zentrums von Budapest in der Kleinstadt Hatvan mit heute knapp 20 000 Einwohnerinnen und Einwohnern auf. Sein Vater János Palasthy war Lokomotivführer und arbeitete später in der seit 1894 bestehenden örtlichen Zuckerfabrik. György begeisterte sich für Leichtathletik und Skifahren, machte die Matur und wollte ein Sportstudium beginnen, für das er sich bereits eingeschrieben hatte. Aber wie damals alle jungen ungarischen Männer musste er zuerst drei Jahre ins Militär. In diese Zeit fiel der ungarische Volksaufstand.

Der Aufstand begann am 23. Oktober 1956 mit einer zunächst friedlichen Studentendemonstration in Budapest. Sie war als Solidaritätskundgebung mit den polnischen Aufständischen im «Posener Aufstand» vom Juni 1956 geplant, entwickelte sich aber rasch zur Grossdemonstration gegen die eigene kommunistische Regierung. Gegen Abend liess die Regierung in die

Menge schiessen, worauf es in Budapest und schliesslich landesweit zu einem bewaffneten Widerstand gegen die Regierung und die sowjetische Besatzungsmacht kam. Die «Oktoberrevolution», wie sie in Ungarn zum Teil genannt wird, war zunächst erfolgreich. Die kommunistische Einparteiendiktatur wurde gestürzt und durch eine demokratische Regierung unter Ministerpräsident Imre Nagy ersetzt, die das von den Aufständischen geforderte Mehrparteiensystem wieder einzuführen versprach. Am 4. November 1956 rückten indes Soldaten der Sowjetarmee mit Panzern in Ungarn ein, bereiteten dem Aufstand ein blutiges Ende und installierten eine moskau-treue Regierung unter János Kádár. Der bisherige Ministerpräsident Imre Nagy wurde gefangen genommen und 1958 hingerichtet.

Das Scheitern des Aufstands und das brutale Vorgehen der Sowjetarmee lösten eine Massenflucht über Österreich in den Westen aus. Das nach dem Zweiten Weltkrieg unter die Siegermächte aufgeteilte Österreich war seit 1955 unabhängig und die Sowjetarmee, die ganz Ostösterreich mit den Bundesländern Wien, Burgenland und dem östlichen Teil von Oberösterreich besetzt hatte, abgezogen. Die Flucht nach Österreich wurde auch dadurch ermöglicht, dass die Stacheldrahtverhaue mit vorgelagerten Minenfeldern an der ungarisch-österreichischen Grenze abgebaut worden waren und von den ungarischen Grenztruppen ganze Truppenteile zu den Aufständischen überliefen.¹

Flucht nach Österreich

György Palasthy war ebenfalls Grenzsoldat und in dieser Zeit stationiert im Grenzort Hegyeshalom auf der Höhe des Neusiedler Sees, rund 80 Kilometer südöstlich von Wien. Sein Entscheid zu flüchten war ein «Blitzentscheid», sagt seine Tochter Jbolya. Er habe gehört, dass in der nur 11 Kilometer von seinem Stationierungsort entfernten Stadt Mosonmagyaróvár Menschen in eine Reihe gestellt und willkürlich erschossen wurden. Das habe ihn dermassen schockiert, dass er desertierte und mit einem Freund über die Grenze nach Österreich flüchtete. Dabei kam ihm gelegen, dass er nicht in Uniform unterwegs sein musste: Seine Mutter hatte ihm für eine Einladung an eine bevorstehende Hochzeit kurz vorher Zivilkleider gebracht.

¹ David Tréfäs, Die Illusion, dass man sich kennt: Schweizerisch-ungarische Beziehungen zwischen 1945 und 1956, Basel 2008, S. 230.



*«Ungarn den Ungarn»: Kundgebung am 29. Oktober 1956 auf dem Münsterhof
(Foto Jost Camenzind, Max Pichler © StAAG/RBA1-11-17_14).*



Am 15. November 1956 dokumentierte ein Fotograf das für ungarische Flüchtlinge eingerichtete Lager im Ritterhaus. Im Bild die als Aufenthaltsraum genutzte Ritterstube, damals noch ohne die 1963 eingebaute ursprüngliche Balkendecke (Foto Brechbühl © StAAG/RBA1-11-8_40).



Zwischenverpflegung mit gespendeten Äpfeln (Foto Brechbühl © StAAG/RBA1-11-8_63).



*Servieren von Schokolade. Am Bildrand rechts oben György Palasthy
(Foto Brechbühl © StAAG/RBA1-11-8_57).*



Zeitvertreib mit Kartenspielen (Foto Brechbühl © StAAG/RBA1-11-8_55).



*Lager der gespendeten Kleider im Ritterhauskeller
(Foto Brechbühl © StAAG/RBA1-11-8_64).*



Anprobieren von Kinderkleidern (Foto Brechbühl © StAAG/RBA1-11-8_67).



Schweizerfahne mit Trauerflor: SP-Nationalrat Otto Schütz am Rednerpult der Kundgebung vom 5. November 1956 auf dem Lindenhof (Foto ATP-Bilderdienst: Zürich/F 5047-Fb-291).

Das Bild der in Reih und Glied aufgestellten Menschen hat ihn offenbar sein ganzes Leben lang verfolgt. Als er im Alter von 80 Jahren aufgrund eines Herz-Kreislauf-Problems im Spital in ein künstliches Koma versetzt wurde, habe er nach dem Aufwachen als Erstes von diesem Erlebnis gesprochen. In Mosonmagyaróvár war es übrigens schon vor dem Einmarsch der sowjetischen Armee zu einem blutigen Zwischenfall gekommen: Bei einer grossen Demonstration am 26. Oktober 1956 eröffneten MG-Schützen des ungarischen Staatssicherheitsdiensts das Feuer und warfen Handgranaten in die Menge. Dabei starben 57 Zivilisten.²

György Palasthy fand auf seiner Flucht eine Unterkunft im Lager Traiskirchen bei Wien, einem der grossen und bald hoffnungslos überfüllten österreichischen Flüchtlingslager. Insgesamt flüchteten gegen 200 000 Ungarinnen und Ungarn nach Österreich. Im damaligen Kalten Krieg zwischen dem kommunistischen Ostblock und dem demokratischen Westen erschien die grosse Anzahl Flüchtlinge im eben erst selbständig gewordenen Österreich als grosses Risiko, weil befürchtet wurde, dass die Sowjetunion nach Ungarn auch in Österreich einmarschieren könnte.³ Um Österreich zu entlasten, waren viele westliche Staaten bereit, ungarische Flüchtlinge aufzunehmen. So auch die Schweiz, die sich nach anfänglichem Zögern schliesslich an vorderster Front an der Flüchtlingsaufnahme beteiligte. Dies auch aufgrund der damals grossen Solidarität der schweizerischen Bevölkerung mit Ungarn.

Solidarität der Schweizer Bevölkerung

Die schweizerische Sympathie für die Flüchtlinge aus Ungarn ist im Rückblick beispiellos. Schon kurz nach dem Ausbruch des Ungarnaufstands vom 23. Oktober 1956 kam es in vielen Schweizer Städten zu Solidaritätskundgebungen. In Zürich beteiligten sich am 29. Oktober 2000 Studentinnen und Studenten an einem Fackelzug und 6000 Personen anschliessend an einer Kundgebung auf dem Münsterhof. Gleichentags gründete eine Gruppierung von Studierenden die «Studentische Direkthilfe Schweiz – Ungarn», sammelte Spenden und organisierte bereits für den nächsten Tag

2 David Irving, Der kopflose Aufstand. Imre Nagy und die ungarische Revolution (III), in: Der Spiegel 21/1981.

3 Tréfäs, Illusion, S. 215.

die ersten Transporte mit Hilfsgütern nach Ungarn. Zu den Aktivistinnen und Aktivisten der «Studentischen Direkthilfe» gehörten unter anderem Elisabeth Iklé, als Elisabeth Kopp später erste Schweizer Bundesrätin, Peter Arbenz, nachmals Delegierter für das Flüchtlingswesen im Departement von Elisabeth Kopp, und der spätere SP-Nationalrat Walter Renschler. Die Tagespresse unterstützte die bald landesweiten Kundgebungen mit griffigen Überschriften und inszenierte die Vorgänge in Ungarn als «Heldengeschichte eines Volkes» (Neue Zürcher Nachrichten), als «Aufstand der Geknechteten» (Vaterland) oder als «Winkelried Ungarn» (Basler Nachrichten), was eine Parallele zur Schweizergeschichte schuf.⁴

Als am 4. November 1956 die Sowjetarmee in Ungarn einmarschierte, versammelten sich am Folgetag 10 000 Personen auf dem Lindenhof. Die mitgeführten Transparente und Plakate geben einen Eindruck von der damaligen Grundstimmung: «Nieder mit den Sowjets», «Kommunismus mordet Kinder», «Schande über Russland» oder «Ungarn verblutet!». ⁵ Landauf, landab setzte ein eigentliches Spendenfieber mit Benefizveranstaltungen und Sammlungen von Vereinen, Schulklassen und privaten Gruppierungen ein. Am meisten ins Gewicht fiel die Sammelaktion des Schweizerischen Roten Kreuzes, die insgesamt 6 Millionen Franken Bargeld und knapp 2 Millionen Hilfspakete einbrachte.⁶

Flüchtlingsaufnahme durch die Schweiz

Die offizielle Schweiz hielt sich aus Neutralitätsüberlegungen zunächst noch zurück. Die Hilfsbereitschaft und Solidarität der Schweizer Bevölkerung verleitete den Bundesrat schliesslich zum Handeln. Auf einen entsprechenden Vorstoss des Schweizerischen Roten Kreuzes beschloss er am 6. November 1956, 2000 Ungarinnen und Ungarn, die sich in österreichischen Flüchtlingslagern befanden, sofort aufzunehmen, und verdoppelte dieses Kontingent eine Woche später auf 4000. Auf einen Aufruf der Vereinten Nationen, Österreich bei der Bewältigung des Flüchtlingsstroms beizustehen, bewilligte der Bundesrat Ende November die Aufnahme von weiteren 6000 Flüchtlingen. Diese Zahlen wurden flexibel gehandhabt, und die Schweiz nahm bis im Mai 1957 schliesslich rund 12 000 Flüchtlinge auf.

4 Tréfäs, *Illusion*, S. 208–209.

5 Ringier Bildarchiv StAAG/RBA 1-11-17 (97–120).

6 <https://geschichte.redcross.ch/ereignisse/ereignis/aufnahme-von-fluechtlingen-aus-ungarn.html>

Abgesehen von Österreich übernahm die Schweiz damit hinter Südafrika, Grossbritannien, Kanada und Deutschland das fünftgrösste Flüchtlingskontingent.⁷

Diese grosszügige Flüchtlingspolitik war auch eine Art Wiedergutmachung für Versäumnisse während des Zweiten Weltkriegs oder, wie es die Westschweizer Historikerin Tiphaine Robert formulierte, eine «humanitäre Aufholjagd».⁸ Ein 1955 von Carl Ludwig, Professor für Staatsrecht an der Universität Basel, im Auftrag des Bundesrats verfasster Bericht zur Flüchtlingspolitik der Schweiz war mit der Praxis gegenüber jüdischen Flüchtlingen scharf ins Gericht gegangen und konstatierte im Schlusswort, es könne «kein Zweifel darüber bestehen, dass eine weniger zurückhaltende Zulassungspolitik unzählige Verfolgte vor der Vernichtung bewahrt hätte». Der Bericht von Carl Ludwig wurde zwei Jahre zurückgehalten. Das ermöglichte es dem Bundesrat, das harte Verdikt zu relativieren und in einem Anhang die in der Zwischenzeit erfolgte grosszügige Aufnahme von Ungarnflüchtlingen herauszustreichen: «Wer immer in die Schweiz zu kommen wünschte, wurde berücksichtigt.»⁹

Tatsächlich stellte die Schweiz gegenüber den ersten 4000 ungarischen Flüchtlingen keinerlei Bedingungen. Sie wurden ohne individuelles Verfahren als politische Flüchtliche mit Recht auf Dauer asyl aufgenommen. Die nächsten 6000 Flüchtlinge ab Ende November 1956 erhielten einen «vorübergehenden Aufenthalt», ab Dezember aber ebenfalls Dauer asyl, falls sie nicht in ein Drittland weiterreisen wollten.¹⁰ Organisiert und finanziert wurde die Flüchtlingsaufnahme zur Hauptsache und zunächst sogar vollumfänglich durch das Schweizerische Rote Kreuz, das aufgrund der Spenden viel Geld zur Verfügung hatte. Die Flüchtlinge wurden in den österreichischen Lagern abgeholt, mit Sonderzügen bis nach Buchs gebracht und von dort in der Schweiz verteilt. Um die Unterbringung und Versorgung kümmerten sich Hilfsorganisationen, Gemeinden, Kirchen und Privatpersonen, im Kanton Zürich unter anderem die Kirchgemeinde Neumünster, die das von der Ritterhaus-Vereinigung gemietete Ritterhaus als Flüchtlingslager zur Verfügung stellte.

7 Tréfäs, *Illusion*, S. 228–229; Philipp Löpfe, *Schweiz – Ungarn – Sowjetunion: Eidgenössische Stereotype während des Ungarnaufstandes*, Saarbrücken 2011, S. 88.

8 Tiphaine Robert, *Die Ungarnflüchtlinge von 1956 in der Schweiz: Konstruktion eines Mythos und was wir heute daraus lernen können*, 2017, <https://hal.science/hal-03786868v1/document>

9 Carl Ludwig, *Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart: Beilage zum Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart*, S. 372, 411 (Anhang).

10 Tréfäs, *Illusion*, S. 228–229.

Von Traiskirchen via Buchs nach Ürikon

In den österreichischen Flüchtlingslagern organisierten internationale Hilfswerke einen Weitertransport in andere Länder. So konnte sich auch György Palasthy im Lager Traiskirchen entscheiden, in welches Land er weiterreisen wollte. Viele träumten von Nordamerika, aber György wollte in Europa bleiben. Wie er später erzählte, seien die Schweizer die Ersten gewesen, die über Lautsprecher einen Ausreisetransport angekündigt hätten, und da habe er sich gemeldet. Über die Schweiz wusste er so gut wie nichts, und so war es wie bei vielen anderen Ungarnflüchtlingsen mehr oder weniger Zufall, dass ihn sein Weg in die Schweiz führte. Manchen Flüchtlingen kam wohl auch entgegen, dass die Schweiz die Ausreisewilligen nicht speziell aussuchte. Belgien war beispielsweise vorab an ledigen jungen Männern für die Bergwerksarbeit interessiert, und die USA suchten hauptsächlich Studenten und Akademiker.¹¹

Ein Sonderzug des Schweizerischen Roten Kreuzes brachte György Palasthy mit 500 anderen Flüchtlingen nach Buchs, wo eine «sanitarische Musterung» und eine «Desinfektionsbaracke» sie erwarteten. In Buchs wurde in der Folge Gruppe um Gruppe für die Weiterreise abgeholt und als letzte diejenige, die nach Ürikon kam und «alle andern mit gemischten Gefühlen hatte abfahren sehen».¹²

Im Ritterhaus war alles bereit für die Aufnahme der Flüchtlinge. Die Kirchgemeinde Neumünster nutzte das Ritterhaus als Tagungsheim und hatte dazu in den oberen Stockwerken schon früher zwei «Pritschenräume» eingerichtet. Zusätzlich wurden nun weitere Schlafmöglichkeiten geschaffen. So wurden auch in der Wirzstube «Bettstellen aus Eisen» aufgestellt und die «kostbare Kachelwand» abgedeckt und vor Beschädigungen gesichert. Dann kamen die Flüchtlinge an: sieben Familien, ein Ehepaar und vierzehn alleinstehende Männer, darunter György Palasthy, im Ganzen 28 Erwachsene und 14 Kinder und Jugendliche im Alter von drei bis achtzehn Jahren.

«Wohl niemand, der dabei war, wird diese Ankunft vergessen können», erzählte später Franz Kohlhammer, der als Vertreter der Kirchgemeinde Neumünster zusammen mit der als «Hausmutter» bestimmten Anny Stolz

11 Tamás Kanyo-Fischer, *Emigration und Identität: Aspekte der Integration der 1956er Ungarnflüchtlinge in der Schweiz*, Frankfurt am Main 2017, S. 53.

12 Hier und im Folgenden alle Angaben und Zitate zu den Ungarnflüchtlingsen im Ritterhaus nach: Arnold Egli, *Vor 30 Jahren: Die Ungarn-Flüchtlinge im Ritterhaus*, in: *Jahresbericht der Ritterhaus-Vereinigung Ürikon-Stäfa* 1986, S. 37–44.

und dem Kustos der Ritterhaus-Vereinigung Rudolf Stükelberger die Flüchtlinge in Empfang nahm. «All ihre Handhabe führten sie auf einem Handwagen mit sich, und es waren wirklich armselige Bündel, die da beisammen lagen.» Die ungarischen Flüchtlinge hätten nach der Ankunft vor der Kapelle ihr «Vaterlandslied» angestimmt, «wobei kein Auge trocken blieb». Die damals noch inoffizielle, seit 1989 anerkannte ungarische Nationalhymne ist eine Art Gebet und beginnt mit dem Vers: «Herr, segne den Ungarn mit Frohsinn und mit Überfluss. Beschütze ihn mit deiner Hand, wenn er sich mit dem Feind schlägt.» Der gemeinsame christliche Glaube hat damals viel zur Solidarität mit den Ungarn beigetragen. Von den Ankömmlingen im Ritterhaus waren die meisten Katholiken, vier waren Reformierte und eine Familie mit vier Kindern Lutheraner.

Flüchtlingslager im Ritterhaus

Im Ritterhaus konnte, ausser einer Familie, die mit jungen Männern in einem Pritschenraum untergebracht wurde, allen Familien ein eigenes Zimmer gegeben werden. Allerdings mussten dazu das eingerichtete «Krankenzimmer» und das Zimmer für die Hausmutter und die Köchin geopfert werden. Letztere schliessen schliesslich im «Salon», der auch als Büro diente. Dank den Spenden verschiedener Firmen in Zürich erhielten alle ein neues Pyjama oder Nachthemd, und es sei am ersten Abend nicht sehr spät geworden, «bis der Letzte in die Federn gekrochen war».

Auch für den Tag wurden die Ungarn neu eingekleidet, und dies wiederum dank Spenden. Wie in der ganzen Schweiz zeigte sich auch in der Gemeinde Stäfa die grosse Hilfsbereitschaft der Bevölkerung, wie Anny Stolz später erzählte: «Die Pfadi und Vereine schickten die Erträge von Sonderaktionen, Private offerierten Mittagstische und schickten Feldfrüchte, Gemüse, Kleider für Gross und Klein, dass der immerhin geräumige Ritterhauskeller sie kaum zu fassen vermochte.» Ganz Ähnliches erlebte auch die «Studentische Direkthilfe Schweiz – Ungarn», die in Zürich ein Studentenheim eingerichtet hatte und alles, was sie brauchte, in Form von Spenden gratis zur Verfügung gestellt bekam. Hier wie dort gab es auch die gleichen kleineren Probleme. Zum Beispiel mit dem Essen. Im Ritterhaus versuchten es Anny Stolz und ihre Köchin aufgrund von Apfelspenden mit Birchermüesli – «ein glatter Misserfolg!». In Zürich kochte die spätere Bundesrätin Elisabeth Kopp für die ungarischen Studenten Fischfilets an einer Weissweinsauce, «ein Gericht, das mir zu Hause immer viel Lob eintrug», aber zu ihrer Enttäuschung liessen die Ungarn «viel davon

mit leicht angewiderter Miene stehen». An beiden Orten kam Gulasch besser an, so vor allem im Ritterhaus, weil sich unter den Spenden ein Paket Paprika befand und die ungarischen Frauen beim Kochen mithalfen. In Zürich fand Elisabeth Kopp ihre Variante von Gulasch zwar «nicht annähernd so gut wie das, was man in Ungarn unter dem gleichen Namen isst, aber auch der letzte Rest wurde mit Genuss verzehrt».¹³

Dem Roten Kreuz als Koordinator und der Lagerleitung war es in den folgenden Wochen ein grosses Anliegen, für die Flüchtlinge möglichst rasch Arbeit zu finden, denn es wurde eine weitere Gruppe für die Unterbringung im Ritterhaus erwartet. Laut Anny Stolz sei das Echo auf ihre Anfragen bei Bauern, Gewerbetreibenden und der Industrie «überaus positiv» gewesen, und manche Ungarn hätten bald eine Anstellung und eine Wohnung erhalten.

Idealisierungen und Mythen

Mitte Dezember 1956 verliessen die letzten Ungarn das Ritterhaus. Die erwartete zweite Flüchtlingsgruppe kam nicht mehr, und das Flüchtlingslager wurde nach knapp fünf Wochen aufgelöst. Im Jahresbericht 1956 hielt der damalige Aktuar der Ritterhaus-Vereinigung Theodor Gut noch einmal Rückschau auf die Zeit, «als auch unser Ritterhaus von den Wellen der Weltereignisse berührt worden» war, als hier Menschen Zuflucht fanden, «die, nachdem ihre Freiheitsbewegung von den Russen erstickt worden war, Hab und Gut, Vaterland und vielfach auch Familie im Stiche lassen mussten, um das nackte Leben zu retten und in einem freien Lande ein neues Leben zu beginnen».¹⁴

Das solcherart entworfene Bild der freiheitsliebenden Ungarn war typisch für die damalige Zeit. Neuere Untersuchungen und Interviews mit ehemaligen Ungarnflüchtlings haben inzwischen gezeigt, dass sich bei diesem Thema auch Mythen eingeschlichen haben. Bei weitem nicht alle Flüchtlinge kamen um der Freiheit Willen in die Schweiz oder «um das nackte Leben zu retten». Der Anteil der echten politischen Flüchtlinge betrug kaum mehr als zehn Prozent, weil sich längst nicht alle am Widerstand gegen die sowjetischen Truppen aktiv beteiligt hatten.¹⁵ Auch waren manche Flüchtlinge gar keine vehementen Antikommunisten, wie das in

13 George Zabratzky (Hrsg.), *Flucht in die Schweiz: Ungarische Flüchtlinge in der Schweiz*, Zürich 2006, S. 35.

14 Jahresbericht Ritterhaus-Vereinigung Üriikon-Stäfa 1956, S. 3.

15 StAZH MM 24.115 KRP 1985/133/0002–0003 (Protokoll Kantonsrat), S. 7488.

der Schweiz automatisch erwartet wurde. Gemäss Walter Renschler, damals Aktivist bei der «Studentischen Direkthilfe Schweiz – Ungarn», bekannten sich die betreuten Studenten «zum Teil völlig zum Sozialismus», aber sie wollten «eine andere Form von Kommunismus». Man habe ihnen dann geraten, sie sollen das «nicht gerade vor dem Mikrophon erzählen, sonst begreifen das die Leute nicht».¹⁶ Eine übertriebene Vorstellung kursierte in der Schweiz auch in Bezug auf die wirtschaftliche Notlage in Ungarn. Der Psychiater Emil Pinter, der selbst in die Schweiz geflüchtet war, mokierte sich darüber, dass die in Buchs eintreffenden Flüchtlinge mit «Kraftbrühe» gestärkt wurden und es sich dann überraschenderweise herausstellte, «dass die ›Freiheitshelden‹ weder müde noch hungrig waren». Die Lebensversorgung im Ungarn der 1950er-Jahre sei nach westlichem Standard zwar mangelhaft gewesen, aber «niemand musste hungern». Für einige sei die Flucht eigentlich nur «eine Art Ausflug» gewesen.¹⁷ Weniger provozierend als Emil Pinter, der sein Buch über Ungarnflüchtlinge unter dem Titel «Wohlstandsflüchtlinge» herausgab, erzählte eine damals geflüchtete Ungarin, wie schwierig es für sie war, als sie als zwölfjähriges Mädchen von einer Familie aufgenommen wurde, «denn alle wollten Gutes tun»: «Der oft geäusserte Gedanke, wie gut ich es hier in der Schweiz hätte und wie schlecht es zu Hause gewesen wäre, war sehr schlimm.»¹⁸

Wiedersehen mit Erzsébet Baranyai

György Palasthy fand in der Stäfner Industriefirma Ventilator AG eine Stelle als Hilfsarbeiter und bewohnte ein Zimmer an der Bergstrasse. Vor allem aber war er wieder in Kontakt mit seiner ungarischen Freundin Erzsébet Baranyai, die er während seiner Zeit als Grenzsoldat kennengelernt hatte. Sie war ohne sein Wissen ebenfalls in die Schweiz geflüchtet, kam nach Kreuzlingen und hatte seinen Aufenthaltsort ausfindig gemacht.

Erzsébet Baranyai war an der österreichischen Grenze auf der Höhe von Graz im Weiler Zsida aufgewachsen, der zur Grenzstadt Szentgotthárd gehört. Sie war die Jüngste von neun Geschwistern und stammte aus sehr armen Verhältnissen. Der Vater war Metzger, früh krank geworden und «ein echter Tyrann», wie Jbolya aus den Erzählungen der Mutter weiss.

16 Kanyo, Emigration, S. 19.

17 Zitiert nach Tréfás, Illusion, S. 11, 230 und Löpfe, Stereotype, S. 60.

18 Kanyo, Emigration, S. 58.

Erzsébet musste schon als Kind mitverdienen und auf den Feldern arbeiten. «Sie hat mir erzählt, dass sie manchmal nichts zu essen hatten und auf den Feldern nach vergessenen Kartoffeln gesucht haben.» Sie habe keine schöne Kindheit gehabt, wurde später immer von Rückenschmerzen geplagt und sei sich sicher gewesen, dass das davon kam, dass sie als Kind so hart arbeiten musste.

Erzsébet's Schwester Cecilia arbeitete in einer Kolchose in Hegyeshalom, dem Stationierungsort von György Palasthy. Erzsébet arbeitete als Teenager zeitweise bei ihrer Schwester und lernte György beim Tanzen kennen. «Es war eigentlich nichts sehr Ernstes», sagt Jbolya, «eher eine Jugendliebe.» Als die Sowjetarmee den Ungarnaufstand 1956 gewaltsam beendete, war Erzsébet gerade erst 17 Jahre alt geworden. «Ihre Flucht geschah irgendwie aus lauter Blödsinn», meint Jbolya, «sie nahm mit einer Freundin einfach den Mantel und ging über die Grenze. Die beiden haben sich gar nicht viel dabei gedacht und waren sich auch nicht richtig bewusst, dass sie nicht mehr zurückkehren konnten.»

In einem österreichischen Auffanglager angelangt, entschied sie sich wie György für die Schweiz und wurde schliesslich privat bei einem Ehepaar in Kreuzlingen untergebracht. «Es war eine tolle Aufnahme», erzählt Jbolya, «das Ehepaar hätte meine Mutter gerne behalten und wollte sie sogar adoptieren.» Über das Rote Kreuz fand Erzsébet schliesslich heraus, dass ihr Freund ebenfalls in der Schweiz im Flüchtlingslager in Ürikon war, und so trafen sie sich wieder.

Heirat

Unter den neuen Umständen kamen sich György und Erzsébet sofort wieder nahe und wollten zusammenziehen. Das war damals nur verheirateten Paare erlaubt. Also mussten sie zuerst heiraten, aber da gab es ein Problem: Erzsébet war erst 17 Jahre alt und damit sowohl nach ungarischem als auch nach schweizerischem Recht noch nicht ehemündig. Für eine Heirat brauchte es eine behördliche Bewilligung. Erzsébet konnte dem Stäfner Zivilstandsbeamten eine schriftliche Einwilligung ihrer Eltern vom 19. Februar 1956 vorweisen, aber für eine behördliche Bewilligung war nicht er, sondern der Regierungsrat zuständig. Der Zivilstandsbeamte liess schliesslich durchblicken, «dass eine Schwangerschaft helfen könnte».¹⁹

¹⁹ Jahresbericht Ritterhaus-Vereinigung 1986, S. 43.



Hochzeitsfoto von György und Erzsébet Palasthy-Baranyai, Stäfa 1957.



Auf Ski: György Palasthy hat bis ins höhere Alter Wettkämpfe bestritten und auch am Engadiner Skimarathon teilgenommen, um 1965.



Auf dem Motorrad in Stäfa, 1959.



Die junge Familie im Zimmer an der Bergstrasse 50 mit Tochter Jbolya, 1958.



Das erste Auto: Jbolya und der Messerschmitt an der Bahnhofwiese, 1963.



Jbolya (oben Mitte) mit Cousinen in Szentgotthárd in Ungarn, 1973.



György und Erzsébet Palasthy (oben links) und Tochter Erzsébet (vorne links) mit Verwandten am Grab von Erzsébet's Eltern auf dem Friedhof in Zsida, 1973.



Sorgte in den 1970er-Jahren in Ungarn für Aufsehen: der gelbe Ford Taunus, hier mit Erzsébet Palasthy in Oberiberg.

Das half schliesslich tatsächlich, wenn auch erst im fünften Monat, denn es galt vorgängig noch, die nötigen Empfehlungsschreiben der Vormundschaftsbehörde Stäfa und des Bezirksrats Meilen einzuholen. Am 25. Juli 1957 behandelte der Regierungsrat diese Angelegenheit, stellte fest, dass Flüchtlinge von der Beibringung einer Eheanerkennungserklärung des Heimatlandes befreit seien, und nahm zur Kenntnis, dass aufgrund der fortgeschrittenen Schwangerschaft «die Eheschliessung sobald als möglich erfolgen soll», worauf er Erzsébet Baranyai als ehemündig erklärte.²⁰ Die Heirat fand am 18. August 1957 in der katholischen Kirche Stäfa statt.

Niederlassung in Stäfa

Das Ehepaar wohnte nun zusammen im Zimmer an der Bergstrasse 50, und am 21. Dezember 1957 kam Tochter Jbolya in diesem Zimmer zur Welt. «Meine Mutter sagte, es sei schlimm gewesen in diesem kleinen Zimmer», erzählt Jbolya. Sie selbst hat daran keine Erinnerungen, denn ein Jahr nach ihrer Geburt bezog die Familie eine neue Wohnung an der Seestrasse.

Im Haus Seestrasse 50 neben dem Restaurant Schützenhaus wohnte die Familie im oberen Stock über dem damaligen Konsumladen im Parterre (heute Teppichhaus Baumgartner). 1962 kam die zweite Tochter Erzsébet zur Welt, diesmal nicht wie Jbolya als Hausgeburt, sondern in Ülikon «bei der Hebamme Frau Gull». Kurze Zeit später zog die vierköpfige Familie Palasthy in die 1959 bis 1961 erbaute Siedlung Bahnhofwiese um und bewohnte dort eine Dreizimmerwohnung im Wohnblock Bahnhofwiese 16. In dieser Wohnung verbrachten die beiden Töchter Jbolya und Erzsébet ihre ganze Kindergarten- und Schulzeit.

Wie schon erwähnt, hatte sich Vater György in Ungarn bereits eingeschrieben für ein Sportstudium. In der neuen Situation als junger Familienvater war ein Studium nicht mehr realistisch, für andere ungarische Studenten übrigens auch aus anderen Gründen nicht: Von den rund 550 Flüchtlingen, die sich für einen Studienplatz bewarben, wurde nur die Hälfte von einer Schweizer Universität aufgenommen, die übrigen wurden als «ungeeignet» beurteilt.²¹ Stattdessen arbeitete sich György Palasthy bei der auf Klima- und Lüftungsanlagen spezialisierten Ventilator

²⁰ Protokoll Regierungsrat, 25. Juli 1957.

²¹ Robert, Ungarnflüchtlinge.

AG empor, wo er als Hilfsarbeiter begonnen hatte. Er bildete sich am Abendtechnikum zum diplomierten Lüftungszeichner aus, kam dadurch ins technische Büro und bearbeitete fortan im 1964 erstellten «Glaspalast» (Kronenstrasse 9) verschiedene grosse Aufträge, unter anderem für Klima- und Lüftungsanlagen in Tunnels.

Seine Frau Erzsébet fand nach der Geburt der ersten Tochter Jbolya eine Stelle als Hilfsarbeiterin in der Produktion AG in Meilen, einer Fabrik der Migros für Backwaren und Glace (heute Delica). Dort arbeitete sie in der Abendschicht. So konnte ihr Mann auf die kleine Jbolya aufpassen: «Mein Vater kam von der Arbeit, und sie ist arbeiten gegangen. Ich kann mich erinnern, dass mein Vater sie jeweils am Abend um 23 Uhr am Bahnhof abgeholt hat. Sie hat auch noch gearbeitet, als sie mit meiner Schwester hochschwanger war.» Nach der Geburt der zweiten Tochter Erzsébet im März 1962 gab sie die Stelle bei der Produktion AG auf und trug später mit der Betreuung von Pflegekindern etwas zum Haushaltsbudget bei. «Die Kinder waren zum Teil viele Jahre bei uns. Es waren Kinder von Ausländerinnen, die arbeiteten, vor allem von Italienerinnen. Kitas oder Horte gab es damals ja noch kaum.»

Einbürgerung

Bei seiner Flucht war György Palasthy aus der ungarischen Armee desertiert. Bei einer Rückkehr hätte er eine Freiheitsstrafe riskiert, und es war der Familie deshalb nicht möglich, ihre vielen Verwandten zu besuchen. «Meine Mutter hatte viel Heimweh nach Ungarn und fühlte sich eingesperrt», sagt Jbolya, und das Gefühl der Entwurzelung habe sich auch auf die Kinder übertragen. «An Verwandten hatte ich hier ja nur meine Eltern und meine Schwester.» Wenn Besuch aus Ungarn in die Schweiz kam, war das mit viel bürokratischem Aufwand verbunden, denn es wurde jedes Mal eine Bürgschaft zur finanziellen Absicherung verlangt. In Erinnerung blieb Jbolya vor allem der letzte Besuch ihrer Grossmutter mütterlicherseits, denn sie starb kurze Zeit später. «Es war sehr schlimm für meine Mutter, dass sie nicht an ihr Begräbnis in Ungarn gehen konnte.»

Für Schweizer Bürger war eine Reise nach Ungarn problemlos möglich. Auch deshalb bemühte sich György Palasthy um eine Einbürgerung, wie das die meisten ehemaligen Ungarnflüchtlinge taten. In der Regel konnte man dafür frühestens nach zwölf Jahren ein Gesuch stellen. Das war inzwischen der Fall, und György bereitete sich auf das damit verbundene Prozedere und vor allem auf die entsprechende Prüfung vor.

«Mein Vater hat auf diese Prüfung gelernt wie verrückt», erzählt Jbolya, «er hatte ständig Angst, nicht zu genügen.» Damals gab es noch eine Bürgergemeinde, und über Einbürgerungen wurde an der Versammlung der Bürgergemeinde öffentlich abgestimmt. «Mein Vater war deshalb sehr bemüht, im Dorf nicht aufzufallen. Er fuhr gerne Auto, und wir hatten damals einen Ford Capri. Vor der Einbürgerung hatte er diesen aber extra verkauft, um keinen schlechten Eindruck zu machen, wie er meinte.» Eine Vorschrift für die Einbürgerung war zudem eine vorgängige ärztliche Untersuchung. Da damals bei der Einbürgerung eines verheirateten Mannes automatisch auch Frau und Kinder das Bürgerrecht erhielten, betraf das die ganze Familie. «Das war das Demütigendste, was ich erlebt habe», sagt Jbolya. «Wir mussten alle zu Doktor Schulthess an der Goethestrasse in den Durchleuchtungsapparat, um uns auf Tuberkulose untersuchen zu lassen. Ich frage mich noch heute, warum das nötig war und was denn passiert wäre, wenn jemand von uns krank gewesen wäre. Wären wir dann alle nicht eingebürgert worden?» Es ging schliesslich alles gut, und die Familie Palasthy erhielt 1972 das Schweizer Bürgerrecht. Viele andere ehemalige Ungarnflüchtlinge haben ihre Einbürgerung ähnlich unangenehm in Erinnerung. Einer von ihnen, dessen Einbürgerung dreimal abgelehnt wurde, erzählte in einem Interview, dass im Film «Die Schweizermacher» seine Einbürgerung als Vorlage für eine Rolle gedient habe. Der 1978 erschienene Spielfilm von Regisseur Rolf Lyssy nimmt die Schweizer Einbürgerungspraxis auf ironisch-satirische Weise unter die Lupe und ist bis heute der mit Abstand erfolgreichste Schweizer Film.

Kurz vor Weihnachten 1972 reiste die Familie Palasthy zum ersten Mal nach Ungarn. «Ich lernte damals viele Verwandte erstmals kennen», erzählt Jbolya. «Meine Mutter hatte ja acht Geschwister und ich deshalb scharenweise Cousins und Cousinen.» In der Folge fuhr die Familie immer wieder nach Ungarn. «Mein Vater hatte nach der Einbürgerung einen gelben Ford Taunus gekauft. Wenn wir damit in Ungarn ankamen, gab es immer viel Aufsehen und eine grosse Traube von Leuten, die das westliche Auto bestaunten.»

Mentalitätsunterschiede

Eine Hürde bei der Integration war für fast alle ungarischen Flüchtlinge die deutsche und besonders die schweizerdeutsche Sprache. György Palasthy lernte Deutsch bei der Arbeit und am Abendtechnikum, das auf Deutsch gehalten wurde. Seine Frau Erzsébet hatte im Gegensatz zu ihrem

Mann keine höhere Schulbildung, was das Erlernen der Sprache erschwerte. «Meine Mutter lernte schliesslich Deutsch mit Kioskromanen, also mit diesen «Schundheftli», erzählt Jbolya. Neben der Sprache erschwerten auch Mentalitätsunterschiede einen engen Kontakt zu Schweizern. «Meine Mutter war eine lebenslustige und selbstbewusste Frau, die mit meinem Vater regelmässig ins «Lido» nach Rapperswil zum Tanzen ging. Dort lernte sie Maria kennen, eine Italienerin, mit der sie eng befreundet war. Mit Schweizern, so sagte sie jeweils, kann man nicht reden. Sie seien viel konservativer als Ungarn und weniger flexibel, vor allem die Frauen.»

Mit dieser Einschätzung war Erzsébet Palasthy nicht allein. Der Historiker Tamás Kanyo-Fischer hat in den 1990er-Jahren zahlreiche Interviews mit Schweizer Ungarnflüchtlingen geführt, und der Einwand kam von Frauen immer wieder, dass die Schweizer Frauen damals sehr konservativ und vor allem viel weniger gleichberechtigt als in Ungarn waren: «Die Frauen waren damals furchtbar unterdrückt», meinte eine der Ungarinnen, und eine andere: «Die weiblichen Angestellten galten als zweitrangig in jener Zeit. Auf jeden Fall haben die höhergestellten Männer die Frauen in hohem Mass ausgenützt.» Eine weitere Ungarin brachte es auf den Punkt: «In jener Zeit, sagen wir bis zu den 60er-Jahren, war die Gleichberechtigung der Frau unter jedem Hund.»²²

Das für die damaligen Schweizer Verhältnisse selbstbewusste Auftreten der Ungarinnen rührte zum Teil auch daher, dass viele von ihnen aus städtischen Verhältnissen kamen. Mehr als die Hälfte aller Flüchtlinge kamen aus der Grossstadt Budapest.²³ In Budapest waren sie sich einen Lebensstil gewohnt, wie ihn die Schweizerinnen und Schweizer bei Flüchtlingen damals nicht erwartet hätten. «Wir hatten in Budapest kein warmes Wasser in der Wohnung», erzählte eine Ungarin, die als Kind von einer Schweizer Familie aufgenommen wurde, «wir mussten Wasser kochen, aber meine Mutter liess mich jeden Tag ein Bad nehmen. Und hier badete man nur einmal pro Woche. Diese Familie wohnte auf dem Zürichberg in einem vornehmen Quartier, aber sie badeten nur einmal in der Woche, das fand ich schrecklich.»²⁴

²² Kanyo, *Emigration*, S. 69–70.

²³ Tréfás, *Illusion*, S. 229.

²⁴ Robert, Kanyo, *Emigration*, S. 69.

Ungarischer Freundeskreis

Die engsten Kontakte unterhielten György und Erzsébet Palasthy zu anderen ehemaligen Ungarnflüchtlingen. So mit den Familien von Ungarinnen, die wie Erzsébet in der Produktion AG in Meilen arbeiteten. Dort lernte sie unter anderem Ilona Bajusz kennen, die im November 1956 mit Mann und Kindern aus Ungarn geflüchtet war und zunächst nach Wald im Appenzell und Mitte Dezember schliesslich nach Meilen kam. Sie hat später ihre Erlebnisse auf der Flucht und die Aufnahme in der Schweiz im online zugänglichen Heimatbuch Meilen unter dem Titel «Krieg – Flucht – neue Heimat» detailliert beschrieben.²⁵ Ilona Bajusz wurde die Gotte von Erzsébet's 1962 geborenen zweiten Tochter. Ebenfalls bei der Produktion AG arbeitete eine zunächst nach Schweden geflüchtete und dann in die Schweiz gezogene Ungarin. Sie wohnte mit ihrer Familie in Meilen. Später führte sie mit ihrem Mann eine Bäckerei in Adliswil, in der Jbolya in den Ferien jeweils mithalf. Eine weitere ungarische Freundin wohnte in Stäfa im Haus der heutigen «Alten Krone» und war Jbolyas Firmgotte. Dazu kamen Ungarn, die György Palasthy vom Flüchtlingslager im Ritterhaus her kannte, darunter sein Freund und ehemaliger Dienstkollege Zsigmond T., mit dem er seinerzeit geflüchtet war. Dieser war von Beruf Schreiner und wohnte mit seiner Familie in Erlenbach in der Nähe der Schreinerei, bei der er seit 1957 arbeitete (heute Schreinereigenossenschaft GEMI).

Im Kreis dieser Familien war immer viel los. «Wir waren fast jedes Wochenende bei Freunden zu Besuch oder sie bei uns in Stäfa», sagt Jbolya. Und natürlich wurde dann ungarisch gekocht. Ein speziell guter Koch war auch ihr Vater György, und Jbolya zählt ihre von ihm zubereiteten Lieblingsgerichte auf: «Marillenknoedel, geröstete Brotscheiben mit Schweinefett und Knoblauch und natürlich ungarischer Gulyás mit Paprika, Nockerl und Sauerrahm.»

25 www.e-periodica.ch/digbib/volumes?UID=hme-001 (Heimatbuch Meilen Band 35, 1995).

Wegzug von Stäfa

In den Jahren um 1970 geriet die Ventilator AG in Stäfa in wirtschaftliche Probleme, und György Palasthy wurde kurz vor seinem 25-jährigen Dienstjubiläum mit etlichen Dutzend anderen entlassen, fand aber eine Stelle als Lüftungszeichner bei einer Zürcher Firma. Das Stäfner Traditionsunternehmen hat sich später nicht mehr erholt, gab den Betrieb 1995 auf, und die Fabrikgebäude wurden in der Folge abgebrochen (heute Ladenzentrum Goethestrasse).

Die Töchter Jbolya und Erzsébet machten beide eine Banklehre bei der ehemaligen Sparkasse in Küsnacht. Nachdem die Kinder ausgezogen waren, wechselten die Eltern zunächst in eine andere Wohnung in der Bahnhofwiese und zogen in den 1980er-Jahren schliesslich nach Rapperswil. Mit 62 Jahren liess sich György Palasthy krankheitshalber pensionieren – er hatte Diabetes – und starb 2019. Erzsébet Palasthy-Baranyai ist inzwischen 86 Jahre alt und wird in einem Pflegeheim gut umsorgt.

Jbolya und Erzsébet haben seit langem ihre eigenen Familien mit Kindern und Enkelkindern. Mit den ungarischen Familien aus dem Bekanntenkreis ihrer Eltern haben sie immer noch gelegentlich Kontakt. Heute seien sie in der Schweiz aber gut integriert, sagt Jbolya. «Aber wenn ich in Ungarn in den Ferien bin, ist es, wie wenn das Blut wechseln würde: In der Schweiz bin ich Schweizerin, in Ungarn Ungarin!»

Interview mit dem Denkmalpfleger Roger Strub

von David Kobelt

Roger Strub ist stellvertretender kantonaler Denkmalpfleger und Bereichsleiter der Bauberatung. In seiner Funktion ist er auch im Vorstand der Ritterhaus-Vereinigung Ürikon-Stäfa. Wir haben mit ihm über die Herausforderungen der Denkmalpflege allgemein und die Ritterhäuser im Besonderen gesprochen.

Seit der erste Zürcher Denkmalpfleger Walter Drack 1958 mit einem Teilzeitpensum in einem kleinen Büro anfang, ist die kantonale Denkmalpflege stetig gewachsen. Braucht es Denkmalpflege noch?

Momentan ist eine Motion hängig unter dem Namen «Wir brauchen ein zukunftsgerichtetes Denkmalschutzgesetz». Eine Änderung des Planungs- und Baugesetzes (PBG) wird angestrebt. Sie zielt auf eine freiere Nutzung geschützter Objekte ab, auf eine Lockerung des Denkmalschutzes. Das politische Ringen um einen verstärkten oder gelockerten Denkmalschutz ist nichts Neues. Bisher waren die Stimmen für die Wahrung dieser Aufgabe stark. Ob das so bleibt, wird der politische Prozess in den kommenden Monaten zeigen.

Im Kanton Zürich gibt es eine Trennung zwischen kantonaler und kommunaler Denkmalpflege. Könnte es sein, dass die politischen Vorstösse vorwiegend auf Erfahrungen mit kommunalen Entscheiden zurückzuführen sind?

Man muss tatsächlich unterscheiden zwischen der kommunalen Denkmalpflege auf Gemeindeebene und der kantonalen. Rein quantitativ übertrifft dabei die kommunale Denkmalpflege diejenige des Kantons deutlich. Ich schätze, dass im Kanton Zürich mehr als doppelt so viele Objekte durch die Gemeinden inventarisiert und geschützt werden wie durch den Kanton. Es fehlt jedoch an verlässlichen Zahlen zu Denkmalschutzobjekten auf kommunaler Ebene im Kanton Zürich. Eine politische Differenzierung wird nicht gemacht. Letztlich beziehen sich beide Ebenen der Denkmalpflege auf dieselben Gesetze.

Kann man demnach nicht ausschliessen, dass die geringere Professionalität auf Gemeindeebene der Grund für häufigere Konflikte ist?

Die kommunale Praxis ist hinsichtlich ihrer Professionalität sehr unterschiedlich. Das war vielleicht auch ein Grund dafür, dass der Heimatschutz-Verein in den letzten Jahren aktiver geworden ist. Er fordert immer wieder gerichtlich die Entscheidungen der Gemeinden heraus. Das hat die Verfahren aufwendiger gemacht und wohl zu häufigeren Konflikten geführt.

Welche Rolle spielen Hausbesitzerinnen wie die Ritterhaus-Vereinigung bei der Arbeit der Denkmalpflege und der Erhaltung der Denkmäler?

Das ist eine gute Frage. Ihre Rolle ist zentral und überaus wichtig. Es gibt eigentlich zwei Aufgabenbereiche, die auf Trägerschaften wie die Ritterhaus-Vereinigung oder vergleichbare Institutionen zukommen. Einerseits muss das Gebäude als Eigentum oder Bausubstanz verwaltet und unterhalten werden – das allein ist bereits eine grosse Aufgabe. Der zweite Bereich ist der Betrieb – also das Bespielen dieser Liegenschaften. Ich frage mich manchmal, ob diese Aufgaben von einer einzigen Institution wie der Ritterhaus-Vereinigung überhaupt geleistet werden können.

Die Ritterhaus-Vereinigung kämpft tatsächlich mit diesem Spagat. Vor allem in Bezug auf die Erhaltung der Gebäude könnten wir diese Aufgabe ohne die kompetente Beratung durch die Denkmalpflege kaum leisten. Ist es nicht gerade das Problem, dass die Objekte unter Denkmalschutz kaum einem einheitlichen Massstab entsprechen?

Unser Arbeitsverständnis ist es, die Besitzerinnen und Besitzer von Denkmalschutzobjekten frühzeitig zu beraten. Das hängt unter anderem damit zusammen, dass jedes inventarisierte Objekt für sich einzigartig ist und in einem entsprechend individuellen Kontext steht. Umso wichtiger ist es, Entscheidungen frühzeitig und so transparent wie möglich zu gestalten. Das gelingt nur, wenn der gesamte Prozess begleitet wird. Denkmalpflege ist keine exakte Wissenschaft – sie hat immer auch eine subjektive, zeitgebundene Komponente. Es gibt keine Patentrezepte. Im Idealfall werden die Projekte im engen Austausch mit der Eigentümerschaft erarbeitet. Dieser Prozess führt in der Regel zu guten Lösungen, sowohl für die Eigentümerschaft als auch für das Denkmal, ist aber nicht immer einfach zu vermitteln.

Wäre eine Reduktion auf eine rein baubewilligende Funktion demnach der Todesstoss für die Denkmalpflege?

In meinen Augen Ja. Der Sinn und die Aufgaben der Denkmalpflege müssen immer neu vermittelt werden, und das passiert im Rahmen der Beratung. Für viele Eigentümerschaften haben historische Bauten einen positiven emotionalen Wert – gleichzeitig ist Denkmalpflege ein Eingriff ins Eigentum: Der direkte Dialog ist unheimlich wichtig.

Die Abschaffung der Denkmalpflege würde sicherlich das Areal am Zürichsee vergolden. Sollten wir uns für die Abschaffung der Denkmalpflege einsetzen?

Denkmalpflege basiert auf einem gesellschaftlichen Willen, zu bewahren. Was genau bewahrt werden soll, ist immer wieder Gegenstand einer Aushandlung. Es geht auch darum, gewisse Prozesse zu verlangsamen und Raum für die Frage zu schaffen, ob eine Veränderung vielleicht später bereut würde. Die Denkmalpflege ist eine Art Treuhänderin für etwas, das es vorher schon gab und das es hoffentlich auch danach noch geben wird. Vielleicht auch ein Puffer gegenüber kurzfristigen Begehrlichkeiten. Der Kontakt mit den Besitzerinnen und Besitzern ist dabei zentral. Nur so lassen sich Stimmungen frühzeitig erkennen – und auch die Denkmalpflege kann dabei viel dazulernen.

Das Ritterhaus liegt am Zürichsee – eine begehrte Wohnlage. In Ürikon wird gebaut wie nie zuvor. Gibt es Gebiete, die denkmalpflegerisch stärker unter Druck stehen als andere?

Je hochpreisiger die Lage, desto eher wird der Denkmalschutz infrage gestellt – das ist sicher so. Der Druck ist dort am grössten. Und interessanterweise wirkt er in beide Richtungen: Nicht selten wünschen sich Anwohnende einen Schutzstatus für ein Objekt in ihrer unmittelbaren Umgebung. Damit wird Veränderung berechenbarer, und der Blick auf den See bleibt beispielsweise beständig. Beim Eigentum sähe das dann unter Umständen ganz anders aus.

Das Verständnis für die Denkmalpflege muss also ebenfalls gepflegt werden. Wie läuft das ab?

Je näher die Bauten zeitlich am Heute liegen, desto schwerer fällt es der Bevölkerung, Verständnis für ihre historische Bedeutung aufzubringen. Es beginnt meist mit einem Expertenverständnis. Erst wenn die Verluste sichtbar und spürbar werden, dringt das Thema in breitere Bevölkerungsschichten vor. Das lässt sich sehr gut bei den Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts beobachten. Hier muss die Denkmalpflege vorausgehen und Wissen aufbauen, bevor überhaupt ein breites gesellschaftliches Verständnis vorhanden ist. Damit exponieren sich die verantwortlichen Personen natürlich auch.

Welchen Beitrag leistet der aktuell herrschende Bauboom zur Debatte um die Denkmalpflege?

Das Denkmaljahr 1975 stand ganz im Zeichen des Verlusts. Dabei ging es nicht nur um den physischen Verlust von Bausubstanz, sondern auch um kulturelle und soziale Veränderungen. Diese Ebenen lassen sich oft kaum voneinander trennen – und genau das verleiht der Debatte ihre Brisanz. Heute ist das nicht anders. Viele Menschen empfinden das Tempo der Veränderung als zu hoch. Das Ritterhaus-Ensemble ist allerdings weniger durch bauliche Eingriffe bedroht als durch die steigende Mobilität der Bevölkerung und das schwindende Interesse an lokaler Geschichte.

Wie äussert sich das in der täglichen Arbeit als Denkmalpfleger?

Man merkt es an der Ausbildung der Menschen. Besonders in der Kunstgeschichte ist das Interesse an lokalen Phänomenen oder Geschichten zurückgegangen. Lokale Handwerkstechniken oder Kunstfertigkeiten bleiben vermehrt unbeachtet, weil sie im globalen Diskurs nur eine Randerscheinung darstellen. Gleichzeitig wird der Begriff der kulturellen Identität zunehmend problematisiert – ein Begriff, der lange eine zentrale Rolle in der Denkmalpflege spielte.

Wie verteidigt man den Schutz von Objekten ohne den Begriff der kulturellen Identität?

Die Idee der Austauschbarkeit könnte diese Funktion übernehmen. Durch die Internationalisierung könnte man eine Person mit verbundenen Augen etwa in der Europaallee aussetzen und sie könnte sich dort umschauchen. Würde man dieselbe Person danach in einem Neubauquartier in Southampton absetzen, würde sie womöglich kaum einen Unterschied feststellen. Ein anderer zentraler Begriff ist die Andersartigkeit. Es ist diese Andersartigkeit, an der wir historische Gebäude überhaupt erst erkennen. Baudenkmäler definieren sich letztlich immer im Vergleich.

Heisst das, dass sich die Denkmalpflege ständig aktualisiert?

Ja, aber es gibt auch Konstanten. Bereits in der Renaissance, Mitte des 16. Jahrhunderts, wurden in Italien Gesetze erlassen, um den Export von Kulturgütern einzudämmen, weil dies als Verlust des Eigenen wahrgenommen wurde. Der drohende Verlust ist bis heute der Kern der Denkmalpflege.

Wenn wir andere Kulturgüter mit Baudenkmälern vergleichen, wird Ersteren oft ein steigender Wert zugesprochen. Beim Denkmalschutz dagegen gilt das Etikett eher als werthemmend. Wie geht ihr damit um?

Dieser Meinung bin ich nicht. Im Gegenteil, wir beobachten in Bezug auf Baudenkmäler durchaus auch Wertsteigerungen. Besonders dann, wenn sie in einem grösseren geschützten Kontext stehen. Käuferinnen und Käufer wissen dann, wie sich die Nachbarschaft baulich entwickeln wird – das gibt Sicherheit und wird zunehmend als wertvoll wahrgenommen. Dasselbe gilt für Grünflächen zwischen geschützten Gebäuden: Die Nicht-Dichte wird zu einem eigenen Wert. Man könnte auch sagen: Diese Objekte werden immer exklusiver.

Um auf unsere Ritterhäuser zurückzukommen: Ist die Geschichte des Ritterhauses aus Sicht der Denkmalpflege bereits geschrieben?

Im Gegenteil. Es würde sich lohnen, eine gründliche Bauaufnahme zu machen und das Haus einfach mal zu lesen, ohne das Gefühl zu haben, man wisse ohnehin schon alles.

Heisst das, dass man gar nicht genau weiss, was an der Anlage eigentlich geschützt ist?

Doch – geschützt ist das Ganze, nicht im Sinne der Unveränderbarkeit, sondern in dem Sinne, dass jede Veränderung sehr gut überlegt sein muss. Viel interessanter ist aber die Frage, woraus dieses Ganze eigentlich besteht. Es gibt eine Tendenz, das Ursprüngliche, das «Originale» herauszuschälen. Beim Ritterhaus gehen mit diesem Blick jedoch rund 500 Jahre Baugeschichte verloren. Besonders das 19. Jahrhundert ist davon betroffen, und mit jedem Rückbau verschwinden auch bedeutende historische Spuren.

Auf der anderen Seite ist der Erhalt jüngerer Bausubstanz oft besonders schwierig, weil sie fragil ist und modernen Anforderungen kaum standhält. Sie erfüllt viele normative Auflagen nicht, sei es im Brandschutz, in der Energieeffizienz oder bei der Statik. Das führt dazu, dass es oft einfacher erscheint, auf die grundlegend ältere Substanz zurückzugehen und darauf etwas Neues zu bauen. Doch auch das bedeutet einen Verlust.

Ist es unser Auftrag, diese Geschichten zum Vorschein zu bringen?

Nein, einen offiziellen Auftrag gibt es nicht. Interessant wäre es trotzdem. Es gibt viele baugeschichtlich spannende Fragen, die auch das Handwerk betreffen. Allzu oft wird die Geschichte eines Gebäudes mit der Geschichte der Bauherrschaft gleichgesetzt. Doch die Baugeschichte ist immer auch eine Geschichte der Handwerker, der Techniken und der verwendeten Materialien. Gerade dazu gibt es im Fall des Ritterhauses bisher nur sehr wenig.

In diesem Sinne bedanken wir uns für die Unterstützung in unserer Sache und machen uns wieder an die Arbeit am Kulturgut.

Jahresrechnung 2024

(vom 1. Januar bis 31. Dezember 2024)

ERFOLGSRECHNUNG

Einnahmen

	2024	2023
<i>A. Beiträge</i>		
Mitgliedschaften	10 920.00	11 530.00
Beiträge öffentliche Hand	7 939.65	7 157.13
Spenden	18 544.75	6 603.67
Total Beiträge	37 404.40	25 290.80
 <i>B. Vermietung</i>		
Mietzinse Ritterhaus und Kapelle	99 835.30	94 193.45
Mietzinse Burgstall	57 000.00	54 000.00
Mietzinse Blumenhalde	63 391.15	59 889.40
Total Vermietung	220 226.45	208 082.85
 <i>C. Übriger Ertrag</i>		
Übriger/ausserordentlicher Ertrag	4 123.24	0.00
 <i>D. Renovationsfonds</i>		
Auflösung Renovationsfonds	0.00	0.00
 Total Einnahmen	261 754.09	233 373.65

Ausgaben

	2024	2023
<i>A. Betriebsaufwand</i>		
Hypothekarzinsen	12 665.20	13 890.28
Unterhalt Liegenschaften		
Ritterhaus	20 853.45	19 911.70
Kapelle	198.05	423.05
Burgstall	8 497.80	18 639.40
Blumenhalde	28 441.84	17 895.84
Umgebung	7 190.30	4 852.00
Total Betriebsaufwand	77 846.64	75 612.27
<i>B. Personalaufwand</i>		
Löhne	82 356.90	75 164.59
Sozialversicherungen	31 600.90	25 057.15
Total Personalaufwand	113 957.80	100 221.74
<i>C. Übriger Betriebsaufwand</i>		
Unterhalt und Reparaturen	675.50	0.00
Versicherungen, Gebühren und Abgaben	8 289.25	6 886.19
Energie und Entsorgung (Strom, Wasser)	24 071.25	18 057.50
Verwaltungs- und Informatikaufwand	8 666.94	6 324.57
Jahresbericht und Werbung	11 907.46	15 153.87
Diverser Betriebsaufwand	1 860.95	3 731.90
Total übriger Betriebsaufwand	55 471.35	50 154.03
<i>D. Renovationsfonds</i>		
Rückstellung Renovationsfonds	10 000.00	5 000.00
Total Ausgaben	257 275.79	230 988.04

Gesamtübersicht

	2024	2023
Total Ausgaben	257 275.79	230 988.04
Total Einnahmen	261 754.09	233 373.65
Gewinn/Verlust Jahresrechnung	4 478.30	2 385.61

Bilanz per 31. Dezember 2024

Aktiven

	<i>31.12.2024</i>	<i>31.12.2023</i>
<i>Umlaufvermögen</i>		
Kasse	0.00	0.00
Raiffeisen-Konto	21 639.03	5 407.76
Raiffeisen-Konto	39 424.02	41 907.52
Post-Konto	0.00	4 127.02
Transitorische Aktiven	7 236.50	0.00
Total Umlaufvermögen	68 299.55	51 442.30
<i>Anlagevermögen</i>		
Ritterhaus und Kapelle	75 000.00	75 000.00
Burgstall	150 000.00	150 000.00
Blumenhalde	470 000.00	470 000.00
Mobiliar	1.00	1.00
Total Anlagevermögen	695 001.00	695 001.00
Total Aktiven	763 300.55	746 443.30

Passiven

<i>Fremdkapital</i>		
Transitorische Passiven	10 017.00	7 638.05
Hypothek Ritterhaus und Kapelle	75 000.00	75 000.00
Hypothek Burgstall	150 000.00	150 000.00
Hypothek Blumenhalde	470 000.00	470 000.00
Total Fremdkapital	705 017.00	702 638.05
<i>Eigenkapital</i>		
Vereinsvermögen	61 830.43	61 830.43
Rennovationsfonds	20 000.00	10 000.00
Gewinn / Verlust Vortrag	-28 025.18	-30 414.04
Total Eigenkapital	53 805.25	41 416.39
Total Passiven	758 822.25	744 054.44

Gesamtübersicht

	<i>31.12.2024</i>	<i>31.12.2023</i>
Total Passiven	758 822.25	744 054.44
Total Aktiven	763 300.55	746 443.30
Gewinn / Verlust Jahresrechnung	4 478.30	2 388.86

Ürikon, 6. März 2025

Der Kassier: *Markus Tschumper*

Bericht der Kontrollstelle

an die Hauptversammlung der Ritterhaus-Vereinigung Ürikon-Stäfa

Sehr geehrter Herr Präsident
Sehr geehrte Damen und Herren

In Ausübung des uns von der Hauptversammlung erteilten Auftrages haben wir die vorliegende Jahresrechnung 2024 der Ritterhaus-Vereinigung Ürikon-Stäfa geprüft.

Wir stellen fest, dass die Bilanz und Erfolgsrechnung aus den ordnungsgemäss geführten Büchern hervorgehen. Die Post- und Bankguthaben per 31. Dezember 2024 wurden durch entsprechende Saldobestätigungen ausgewiesen.

Aufgrund der Ergebnisse unserer Prüfungen beantragen wir, die vorliegende Jahresrechnung zu genehmigen und den verantwortlichen Organen für ihre gewissenhafte Geschäftsführung Entlastung zu erteilen.

Wir danken Markus Tschumper für die zuverlässige, korrekte und kompetente Buchführung.

Ürikon, im März 2025

Die Revisorinnen: *Hilkka Kaiser, Claudia Wieland-Koller*